



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

№. 76.

Donnerstag, 31. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(25. Fortsetzung.)

Roman von E. Fisher-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

„Du achtest wohl einen Augenblick auf das Kind, Mechthild“, hatte die Freifrau im Herausgehen zurückgerufen.

Warum diese sie nur jetzt immer so gemessen „Mechthild“ anredete, während sie früher kurzweg „Thilde“ gesagt hatte? Und fast wollte es die junge Dame bedünken, als ob ein ganzer Strom wärmender Herzlichkeit in diesem kurzen Wort mitgeschwungen hätte, der nun fehlte.

„Nun ja.“

Das Buch in der herabhängenden Linken, den rechten Arm auf die Lehne des Sessels gestützt, blickte sie grübelnd auf die feinen Fußspitzen, die unter dem Saum des hellen Sommerkleides, nach neuester Mode, hervorsahen.

Mit zusammengelegten Händen, die Lippen hochmütig geschürzt, jeder Muskel des schlanken Körpers eifrig abwehrende Ablehnung, hatte sie auf das kleine Mädchen herabgeblickt, das verschüchtert, ohne seine vertraute Umgebung, urplötzlich in ein jammervolles Weinen ausgebrochen war.

Und da geschah es ihr seltsam, wie schon einmal.

Wie mit tausend spinnwebfeinen Fäden und dennoch unaufhaltbar hatte es Mechthild zu dem einsamen Kinde hinübergezogen.

Schritt für Schritt, und doch mit einer ihr sonst fremden Hast näherte sie sich dem Sessel, dahinein man es gesetzt hatte.

Von dem großen Mittelstisch hatte sie mechanisch das Schlüsselbund der Hausfrau gerafft, das diese vorhin dort hin gelegt hatte und vergessen zu haben schien, und es schüttelnd bewegt mit einer beflissen hastigen, halb verlegenen Unbehilflichkeit, wie jemand, dessen Fuß zögernd und dennoch verlangend einen ungewohnt glatten Boden betritt. Und so kam sie Schritt für Schritt, mit den Schlüsseln näher und näher, ein heißflutendes Gefühl am Herzen, worüber sie sich keine Rechenschaft geben mochte.

Und wieder, wie damals versiegten des Kindes Tränen. Mit frohem Jauchzen, in dem noch ein halbes Schluchzen mitschwang, hob es die zarten Arme: „Mami.“ Und schon reichte Mechthild die Hände und schickte sich an, das kleine Ding zu sich emporzuheben.

Da war es ihr, als ob eine unsichtbare Gewalt ihre Augen zu dem Fenster hinzöge, und dumpf rasselnd fiel das Schlüsselbund auf den Teppich ihr zu Füßen.

Der da draußen stand und ins Zimmer blickte — er sprach kein Wort, er lächelte nur. Und doch war es, als ob Mechthild eine eiserne Faust mit rohem, aber unbittlichem Griff von dem kleinen Mädchen zurückgerissen hätte.

Zwar hob sie in hochmütiger Abwehr den feinen Kopf und tat, als sähe sie das höhnvoll verzogene Gesicht in dem Fensterrahmen nicht, aber dennoch stand sie im nächsten Augenblick an einem entfernten Tischchen und blätterte mit zitternden Fingern, wie benommen in einem altmodischen Album mit Ansichten von Rom.

Und da — sie wußte noch heute nicht, wie alles so schnell gekommen. Sie hörte einen dumpfen Schlag hinter sich, wie von einem Fall, dann das gellende Aufschreien einer Kinderstimme, und als sie sich tödlich erschrocken um-

wandte, da sah sie Leonies kleine Gestalt jämmerlich hilflos am Boden liegen.

Einen scheuen Blick hatte sie, ehe sie herzuwühlte zu dem geöffneten Fenster herübergeworfen — die dunkle Gestalt in seinem Rahmen war verschwunden. Ein Zögern, nur von der Spanne einer Sekunde, war es gewesen — aber da stand der Forstmeister schon und versperrte ihr mit einer ruhigen, aber ausdrucksvollen Bewegung den Weg.

„Komm, du armes Waislein.“

Er hatte sein Töchterchen auf den Arm gehoben und schritt mit der kleinen, erbärmlich schreienden und sich windenden Last der Türe zum Nebenzimmer zu.

Und — weiß Gott — dieser starke, große Mensch hatte Tränen in den Augen gehabt.

Mechthildis hätte lachen mögen. — Von der Schwägerin hatte sie gehört, daß außer einer kleinen Bausche an der Stirn, der kleine Unfall für das Kindchen ganz ohne nachteilige Folgen verlaufen sei. — so, wie sie auch in diesem Augenblick zu lachen versuchte. Aber so wie gestern versagten ihr die Lippen auch heute den Dienst.

Jene Armbewegung, es war eine fast niederschmetternde Verachtung in ihr gewesen, für das Weib, das bar jeder weiblichen Liebefähigkeit war.

Die Tropfen, die sie zum ersten Mal in den Augen eines Mannes gesehen, sie schlugen auf ihr Herz und braunten darin wie glühendes Eisen. —

Das Buch war Mechthildis Händen entglitten und mit lautem Schall zu Boden gesunken. Sie merkte es nicht.

Die feinen, fast durchsichtigen Hände auf die Lehne des Sessels gestemmt, saß sie hochaufgerichtet, die dunkelglühenden Augen in dem zuckenden Gesicht vor sich ins Leere gerichtet.

Da hörte sie schwere Tritte von der Flurwölbung widerhallen. Sie kamen die Treppe herauf und zögernd, langsam bis vor die Türe.

Dann ein leises, wie widerwilliges Klopfen.

„Herein!“

Die Türe öffnete sich. Ihr Bruder stand auf der Schwelle.

„Darf ich eintreten, Schwester?“

„Bitte.“

Sie war ihm mit höflicher Zurückhaltung wie einem fremden Besuch entgegengegangen.

„Was führt dich herauf?“

Der Ton der Frage hatte wenig Ermutigendes für den Freiherrn. Ihre feine Hand bot grazios mit lässiger Gebärde einen Stuhl, während sie selbst auf dem Ruhebett Platz nahm, die Hände im Schoß übereinandergelegt, als erteilte eine Fürstin Audienz.

„Du wünschst.“

Die wichtige Gestalt hatte sich ohne ein Wort der Erwiderung auf den bereitgestellten Sitz niedergelassen. In der Verlegenheit hatte der Freiherr zwei Bürtchen der Toppentasche entnommen und begann damit Schnurr- und Badenbart zu bearbeiten.

Und während er unruhig überdachte, wie er wohl am besten den Anfang machen könnte, hasteten seine Augen wie verwundert auf der Gestalt der Schwester in dem modischen Kleid, die da so leicht aufgebaut vor ihm saß,

den tiefgesenkten, gebogenen Wimpern, dem duftigen, licht-blonden Haar.

„Donnerstags, was hatten diese wenigen Wochen aus der Thilde gemacht, die wie eine graue, unscheinbare Motte hier angeschwirrt gekommen war. Das war ja beinahe eine Schönheit. Und solch reizendes Weibchen, das direkt dafür geschaffen schien, einen Mann zu beglücken, das schloß sich eigensinnig von der Welt und Leben ab und wollte womöglich wieder für Jahre in ihre Fasnichöhle in Berlin...? Ih, da sollte doch.“

Das Nachdenken, die Freude an der vorteilhaften äußeren Verwandlung der Schwester hatten seinen Unternehmungsgeist geweckt. Ihm wurde plötzlich ganz warm ums Herz, und er beschloß, geradewegs auf sein Ziel loszugehen.

„Ich bin gekommen, liebe Thilde“, hob er an, verstummte aber erschrocken vor dem Ausdruck eisiger Kälte, mit der der Blick der Schwester den seinigen traf.

Er rutschte ein paar Mal, uneins mit sich, auf dem Sitz hin und her und halb lachend, halb grimmig, mußte er denken, was wohl seine Leute von ihm sagen würden, wenn sie ihn so in dieser Lage erblickten. Er als Mann, völlig verächtlich, diesem zierlichen Frauchen gegenüber.

„Der Respekt wäre hin“, meinte er bei sich und pfiff leicht hin durch die Zähne.

Dann aber rappelte er sich zusammen, wie er es bei sich nannte, schob seinen Stuhl ein wenig näher und griff nach Mechthildens Hand, die ihm wieder mit einem unwilligen Blick entzogen wurde.

„Bitte, Bruder, wenn du ein Anliegen hast...?“

Und dann brach es urplötzlich aus ihm heraus. Er bat und schilberte und bat wieder.

„Siehst du, Thilde, für mich und die Meinigen, nicht den Mund täte ich auf.“

Sie hob den Blick. „Du tust ihn aber doch auf.“

Er fuhr empor, er wollte erwidern, schroff, schneidend, aber da war es, als hörte er die klare, ruhige Stimme Frau Welschunds an seinem Ohr: „Immer ruhig bleiben, Bertel. Wer heftig wird, ist schon unterlegen.“

„Gut, er wollte so aus der Sache hervorgehen, daß er mit sich selbst zufrieden sein konnte. Selbstbeherrschung, Freundchen, Selbstbeherrschung. Eine Festung wie diese, ist nicht so leicht genommen.“

„Thilde, sei gut“, bat er und suchte wieder vergeblich die Hand der Schwester zu fassen, „die jungen Leuten haben sich so lieb...“

„Und was bedeutet das für die Welt?“ Wie scharf und spitz die Worte von den Lippen fielen, die nur gemacht schienen, Liebes und Freundliches zu sagen.

„Zum mindesten soviel, wie du und dein spinöses Wesen“, pläzte der Freiherr, nun aber im tiefsten Innern ergrimmt, heraus.

„Kriber, du vergißt dich. Deine Ausdrucksweise klingt nach der Schenke.“

Fräulein von Massenbach saß hochauferichtet in den Polstern des Ruhebettes, in jeder Linie des schlanken Leibes erzürnte Abwehr, eine schroffe Beurteilung unaristokratischen Sichgehenlassens.

Der Hausherr war erschreckt zusammengezuckt und bearbeitete in Ermangelung eines anderen Verlegenheitsobjektes wiederum Haar und Bart mit der zierlichen Zwillingsbürste.

„Verzeih“, murmelte er demütig, diese wieder zu sich steckend... Und während seine Augen hastig über die Wände des Zimmers fuhren, zermarterte er krampfhaft suchend das Gehirn nach einem neuen Anknüpfungspunkt. Jetzt glaubte er's zu haben.

„Aber Thilde“, sagte er leise und bittend, „sei doch nicht so. Sieh, du hast es ja. Kannst deine Zinsen nicht zum vierten Teil aufzehren...“

Sie fixierte ihn aus lässig zugebrückten Augen. „Habe ich dich zu meinem Bankier ernannt?“ sprach sie mit hohnvoll geschürzten Lippen. Der Bruder fuhr zurück, als habe er einen Schlag empfangen.

„Daß dich, daß dich! — Sie ist so zart“ brach er dann endlich ungeschickt heraus. „Du weißt doch, daß Hansjochen und Irngard an der Schwindsucht gestorben sind.“

„Und dann will ihre Tochter heiraten? Vielleicht einer ganzen Generation den Stempel der Krankheit und körperlichen Entartung aufdrücken? Und zu solch einem Ver-

brechen an der Menschheit soll ich die Mittel hergeben?“ Hohnlächelnd, wie Keulenschläge so scharf und markiert fielen die Worte über den Freiherrn her und machten ihm das warme Herz in der Brust zu Eis gefrieren.

„Himmelsakrament!“

Er war von seinem Sitz emporgeschleunigt. Bolternd, mit einem schnarrenden Laut fuhr der Stuhl, auf dem er gesessen hatte, bis in die Mitte des Zimmers zurück.

Er hob die nervige Faust, um sie mit Wucht auf die Platte des Tisches niedersausen zu lassen.

Aber da stand auch die Schwester schon neben ihm. Wie ein Pfeil war sie aus den Kissen der Ottomane in die Höhe geschleunigt.

Mit Anspannung aller Kräfte suchte sie die bisher behauptete Ruhe auch weiter zu erzwingen. An der ganzen schlanken Gestalt zuckte kein Muskel, aber in den hellen Augen, da glimmte es, ihre Wangen brannten fieberhaft, die Atemzüge gingen kurz und stoßweise in der heftig arbeitenden Brust.

So trat sie auf den Freiherrn zu, den Kopf stolz und wie in schneidendem Hohn in den Nacken gebogen.

„Das sagst du mir?“ —

Wie klingender Hammerschlag auf edlem Metall war der Laut der sonst so zarten Stimme. Alles, was nervig und raffig an ihr war, spannte und straffte sich.

„Das, du mir? — Und ich sage dir, wenn unser guter, edler Vater, dieser echte Aristokrat der alten Schule, wüßte, auf welcher niedriger, nur auf das Zusammenraffen bedachter Denkwiese dieses Hauses eingestellt ist. Er, dem das Hochhalten der Tradition der vornehmste Lebenszweck war! Wenn er wüßte, welche erbärmlich rechnerischer Krämergeist hier Einzug gehalten hat, der sich nicht scheut, die Hände nach dem Hab und Gut einer alleinstehenden Frau auszustrecken, die hier Heimatrecht hat. Hergelockt habt ihr mich, um mich auszuplündern, ihr...“

Sie verstummte aufstehend für eine Sekunde. Der Freiherr hatte eine Bewegung gemacht. „Mechthildis, halt ein!“

Es grollte etwas in dem tonlosen Klang seiner Stimme, das sie hätte stufig machen können. Aber der Eigendünkel in ihr, das hochmütige Pochen auf ihr vermeintliches Recht unterbanden ihr Billigkeitsgefühl und machten sie blind und taub.

„... ich, die einzig adlig Denkende der Familie...“

„Du?“

Wie einen Platzregen von Hohn und Verachtung hatte der Freiherr ihr das entgegengeschleudert.

„Du?“ er hatte rauh und kurz aufgelacht. „Herzlos bist du und kalt und mitleidlos. Für niemand hast du einen Funken Liebe. Nur immer du, du, dein wertles „Ich“, das ist es, das die erste Stelle bei dir einnimmt. Und — und...“

Er lachte wieder laut und hohnvoll.

„Dein Vater? — Jawohl, war ja auch mein Vater. War'n guter Mann, ein herzlich guter Mann, hab'n sehr, sehr lieb gehabt. Aber wenn er weniger „adlig“ gewirtschaftet hätte, wenn er, statt „den Geist der Tradition hochzuhalten“, er versuchte mit überschlagender Stimme Mechthildis hochfahrenden Ton nachzuäffen, „dafür lieber seinem Inspektor auf die Finger gesehen hätte, dann führten ich und die Meinen ein weniger jammervolles Leben. Dann brauchte meine Frau nicht in ihrem Alter noch vor Tau und Tag aufzustehen, dann könnte Susanne die Ausbildung haben, die bis jetzt leider ein schöner Gedanke geblieben ist, dann regnete es den Knechten nicht in die Betten, und die Scheune würde von Grund aus aufgebaut, die vorläufig bloß darum stehen bleibt, weil sie nicht weiß, nach welcher Seite hin sie fallen soll. Dann gäbe ich dem Kinde, der Traute, das nötige Kleingeld, um ihr eine, vielleicht nur sehr, sehr kurz bemessene Spanne Glucks damit zu erkaufen.“

Wie prasselndes Ungemitter, ein hochangeschwellener, mühsam eingedämpfter Strom war der Zorn aus ihm hervorgebrochen.

Jetzt stockte in der kämpfenden, mühsam arbeitenden Brust der Atem. Er stotterte, setzte an und brach wieder ab, und plötzlich machte er eine Bewegung, als müßte er die Schwester fassen, die tai meind mit kreideblassem Gesicht und erloschenen Augen nach der Kante des Tisches gegriffen hatte, sich daran zu halten.

Fortsetzung folgt.

In der Vorstadtchänke.

Von Hermann Heine.

Sacht kommt er schon entgegen — der liebliche Duft von Frische und Land. Diese Luft ist nicht überreicht von Benzin, Gasen und Supentriller. Die Atmosphäre wortfarger Gemütlichkeit beginnt, durchläuft von süßem Deugeruch und einem Anichmad warmen Badwerks.

Es ist der Übergang, wo sich die Ausläufe der Stadt in das Land verlieren. Die Häuser werden spärlicher und tupfen sich in immer größeren Abständen in die Landschaft, um sich alsbald ganz zwischen Feld, Acker und Wald zu verstreuen.

Hier lebt eine andere Welt, in der selbst der Regulator ohne Kerosität schlägt. Es wird geerntet, was man verbraucht. Der kleine Landwirt ist Wirt und Handwerker in einer Person. Den bescheidenen Wohlstand verdankt er neben harter Arbeit seinen unverrückbaren Grundsätzen. — Eins ist gewiß: wenn in England jeder Bürger Sonntags sein Huhn im Topf hat, dann grunzt hier, und zwar alltäglich, wenigstens ein gemästetes Schweinchen im Stalle.

Der Stammtisch sitzt zusammen. Wenn er nicht gerade politisiert und allzu laut wird, macht ein wunderbares Schweigen die Runde. Alle haben keine Köpfe und edige Bewegungen. Man denkt unwillkürlich an einen altheimischen Holschnitt. Hin und wieder treibt die Sonne Lichtkeile durch den Rauch.

Es herrscht eine feuchte, schlichte Biederkeit im Raum, dessen Boden sauber mit weißem Sand bestreut ist. Ausspucken verboten! Die eichenen Tischplatten sind hell gelblich. Das Klavier feiert bis zum Abend. Sein poliertes Gesicht lacht droh vor Freude. Man scheint es schon oft gequält zu haben, denn die Fortepedale ist ganz dünn und abgenutzt. Die Stühle knarren gemütlich. Die Pfeifen säuseln Waldmeisterwolken. Der Hund gähnt im Schlaf am heißbäckigen Ofen vor Faulheit. Geräuschlos und wichtig leckt sich die schwarze Kacke das Fell. Die Fliegen sterben in dieser Luft das ganze Jahr hindurch nicht aus.

Die Wirtin holt die schwarzen Augen mit dem Messer knirschend aus den geschälten Kartoffeln und läßt sie in regelmäßigen Zwischenräumen in das Wasser des Eimers plumpfen. Traudlweint ein Kind.

Wortlos gebeugt philosophiert der kleine Kreis in das Bierglas. Ohne Veranlassung und Zusammenhang hebt der Wirt den Kopf und sagt mit voller Tonschwere: „Ich kann ganz verflucht eckig werden, wenn mir jemand mutwillig oder aus Spaß ein Glas zerbricht. Das ist eine infame Herausforderung.“

Alle rucken ein wenig an. Machen einige bejahende Bewegungen. Ziehen an ihren Pfeifen und schweigen wieder.

Zwischendurch kommt ein kleines Mädel und holt einen halben Liter. Eine Frau mit Wäschelorb legt still den Lohn für die Benutzung der englischen Drehrolle auf den Tisch. Das Photo des Wirtes an der Wand lacht ununterbrochen. Seit ungefähr zwanzig Jahren hält er auf dem Bild ein Seidel Bier in der Hand. Seit der Zeit lacht er ohne Pause. Damals trug er noch einen strammen, martialischen Schnurrbart. Und immer, wenn die Glaskerbe Sonne fängt, lacht er noch stärker und lacht mit dem ganzen Gesicht.

„Die Schweine fressen gut?“

„Man ist zufrieden. So an die 250 Pfund kommen wir schon heran!“

„Was — 250?? Vielleicht 175! Ja, mehr haben meine nicht, und die kriegen seit Monaten Kraftfutter!“

„Was ich dir sage, August! Mindestens 250. Du hebst sie nicht mehr an.“

„Soo, 100, und ich sage dir, daß sie noch nicht mal 175 haben. Noch nicht mal!! Was? Los, sie sollen auf die Waage!! Das wollen wir sehen. Wir können sofort wiegen. 250 Pfund??“

„Und ich sage dir, August, sie haben 250. Meinetwegen laß uns wiegen.“

„Na, denn man los! Du kriegst eins dazu, wenn das stimmt.“

„August, verrecke dich nicht! Sie haben 250. Ja, wir können wiegen. Ich habe keine Angst! Aber weißt du — ich bin ja auch nicht abergläubisch —, doch man soll nun einmal keine Schweine in der Kiste wiegen. Das ist eine alte Regel. Dagegen ist nichts zu machen.“

Der Wirt setzt sich. Ja, das ist eine alte Regel. Sie hat ihren Wert. Man darf das Verhängnis nicht herausfordern.

Draußen schreit ein Hahn. Wieder weint ein Kind. Um den Tisch sitzen sie starr wie in Holz geschnitten. Nach einer langen Pause schlägt der Wirt mit dem Handknöchel auf den Tisch und sagt, um der Sache einen Abschluß zu geben: „250 Pfund?! Nie im Leben haben die 250 Pfund!“

„Doch August, sie haben an die 250.“

Damit ist der Streit definitiv beendet. Die Kacke hebt das Pfötchen nach einer Fliege. Und der leberne Knobelbecher blüht auf in bernsteinfarbener Patina. Alle schweigen wieder in Gedanken versunken.

„Ich habe das Reiben im Bein“, sagt jemand. Man nickt und schaut ihn einen Augenblick an.

Und trinkt. Und schweigt. Die Gläser sind leer.

Der Wirt erhebt sich.

„Nee, laß man, ich will keinen mehr. Guten Morgen!“

„Morgen!“

Wieder mischen sich in der Stille alle Laute ländlich. Fliege, Kacke, Hund, Hahn und Kind. Der Wirt spült mit Wasser in den auszuwaschenden Gläsern.

August — August, ach, denk dir nur ...

Die hereinströmende Wirtin ringt die Hände. Ihre Gebärden deuten ein fürchtbares Ereignis an. — Wie, sollte das Faß mit dem alten Korn led geworden sein? — Will ein Schwein nicht fressen? — Hat die Kacke ein Rüken geholt? — Ist eine Stammtischfahne zerbrochen? — Diese Gedanken malen ihm sichtlich Schreck in das Gesicht.

„Nanun, — was ist denn los, — was ist passiert?“

„Ach, August, denk dir nur, ach, denk dir nur —“

„Ja, so rede doch ...“

„Ach, August, die Agathe —!“ — „Welche Agathe?“

„Ach, die von dem Grünwarenstand — die Agathe. Du kennst doch die Agathe, hier von schräg drüben!“

„Ja, Donnerwetter, was ist denn mit der Agathe?“

„Ach, Gott, August, — Agathe ist soeben sanft eingeschlafen!“

Seine Züge entspannen sich. Ihm fällt ein Stein vom Herzen. Die Ruhe kehrt wieder bei ihm ein. Trostlos steht die Wirtin. Er sieht sie ernst und sachlich an: „Ja, weicht du, — da kannst du nichts dran machen. Da kann niemand was dran machen!“

Resigniert läßt die Wirtin die Arme fallen. Er klopf mit Bedacht den Pfeisentopf aus. Sein Schritt knirscht auf dem weißen Sand. Er geht zum Fenster und guckt interessiert hinaus. Die Kacke windet sich schnurrend um seine Beine. Nach langer Pause schlägt er die auf den Rücken gelegten Hände zusammen und murmelt wie von weither:

„Ja, — ja, die Agathe!“

Der Außenseiter.

Von Maria Ibele.

Das große Ernten ging durch den Garten. In dumpfer Schwere fielen die Früchte und wurden auf Leitern in Körbe gesammelt.

Bald standen alle Bäume nur noch mit Blättern bedeckt — nur einer nicht. Der trug noch einen großen Apfel mit lederner Haut. Ganz außen an einem Zweige hing er. Er wippte und wiegte sich vor Freude, daß sich keiner bis zu ihm hinaus getraute, ihn zu pflücken. Er war also, was er seit seiner Blütenjugend gefühlt — ein Außenseiter.

Wilder Trost erwuchs nun in ihm, sein Leben lang ein Auserwählter zu bleiben, ein Außenseiter für die ganze Apfelschaft. Wie bestaunten ihn nicht schon jetzt die Nachbarbäume, die ja nichts mehr hatten als das Hoffen auf den Frühling! Welch ein Ansehen gab er seinem eigenen Baume!

Der Herbst stieß mit schneidenden Stürmen daher, verkrampfte sich in die Zweige und riß das Blättergewand unbarmherzig herunter. Der Außenseiter hielt jedem Toben stand. Die Menschen hinter den Fenstern beschauten ihn erstaunt und warteten auf seinen Sturz.

Der Winter kam. Der Schnee hüllte die nackten Bäume in Weiß, zerbrach Ast um Ast. Dem Außenseiter konnte nichts geschehen. Er hielt sich mit ganzer Kraft. Die Menschen hinter den Fenstern behandelten ihn jetzt als das, was er war. Er galt nun als Heiliger, den Menschenhände nicht stürzen durften. Groß fühlte er sich, der Apfel mit der ledernen Haut und den Schneestäubchen darauf.

Ein milder Frühling setzte ein. Der Schnee glitt von den Zweigen. Noch immer hing der Apfel, zwar etwas kleiner und verrunzelt, aber er hing.

Neue Lebensäfte wogten durch die Stämme bis in die äußersten Zweigspitzen. Da fiel er, der Außenseiter, dem neuen Leben zum Opfer. Vorsichtig sprang er herunter in das junge Gras. Dort wartete und wartete er auf die Menschen, die ihn doch so bewundert hatten, einen Herbst, einen Winter lang. Die mußten jetzt doch kommen mit zärtlichen Händen und ihn aufheben und wegtragen und herumzeigen! Aber nichts von alledem geschah. Niemand suchte ihn, niemand erinnerte sich seiner mehr.

Da kam eines Morgens auf goldener Sonnenstraße ein junges Ferkel dahergelockt und fraß ihn auf, den Apfel, der hochempört war und auf das Leben, auf die Menschheit und auf die Undankbarkeit der ganzen Apfelschaft kochte.

